

schlechte Zähne bekamen. Heute hat die entgegen-
gesetzte Strömung Oberhand, man empfiehlt eifrig
frisches Obst und weist ihm einen wichtigen Platz in
der Volksernährung zu. Man weiß wohl, daß kein
Nährwert nicht groß ist, daß es in unserem Klima
Brot und Fleisch nicht ersetzen kann, aber es gilt ge-
rade jetzt als eine wichtige Zugabe zur täglichen Kost.
Es bringt nicht nur eine angenehme Abwechslung,
welche den Appetit anregt, sondern es übt auch einen
guten Einfluß auf die Verdauung und vor allem
wird seine Wirkung auf das Blut gerühmt. Die
Fruchtsäfte sollen ein gutes Mittel sein, um die Gicht
und anderen Erkrankungen, die auf einer einseitigen
Ernährungsweise beruhen, zu verhüten. Schließlich
betont man, daß in Obst dem Körper wichtige Nähr-
salze zugeführt werden, die für den Aufbau der ein-
zelnen Organe nötig sind. Auch die Stoffe, aus
denen Knochen und Zähne gebildet werden, namentlich
Kalk und Phosphor, sind in unseren Früchten vor-
handen, und man erteilt den dringenden Rat, den
Mangel an Obst aufzufüllen, dessen jene Stoffe
fehlen, zu geben, um so die immer mehr um sich
greifende Zahnluxie einzuschränken. Ein ver-
ständiger Obstgenuss ist dem gesunden Menschen wohl
begründet. Freilich bringt das Obst wie jedes
andere Nahrungsmittel auch gesundheitliche Gefahren
mit sich, und man muß sie beachten, um ihnen be-
gegnet zu können.

Unreifes Obst ist hart und darum unverdaulich;
es beschwert die Verdauungsorgane und ruft deren
Entzündung hervor. Verdorrenes, angefaultes Obst
kann im Körper zu Gärungs- und Gärungsverschlei-
mungen Anlass geben und lästige Magen- und Darm-
störungen erzeugen, während im Verlaufe verunreinig-
tes Obst sogar schwere lebensgefährliche Krankheiten,
wie Typhus, Cholera und dergleichen übertragen
kann, wenn wir es roh genießen. Was aber die
Zähne anbelangt, so kann ihnen jedes, auch das beste
und feinste Obst schädlich werden.

Dann kann niemand zweifeln, daß die Entstehung
der Zahnluxie oder Zahnauflockerung. Unsere
Zähne, die zum Kauen, zum Zerhacken der Speisen
da sind, sind aus einer harten, knochenartigen Masse,
dem Zahnhorn gebildet, und außerdem an der äußeren
Oberfläche mit noch härterem, widerstandsfähigerem
Ueberzuge versehen. Die Wurzel und der Zahnhals
werden durch das Gement, das Zahnschmelz,
geklebt. Der letztere ist eine hornartige Masse, wie
Nägel und Haare, zeichnet sich aber durch große
Festigkeit aus, er ist das härteste Gebilde, das unser
Körper erzeugt, und auch gegen chemische Wirkungen
viel weniger empfänglich als andere Körperteile.
Neben dem Schmelz liegt noch ein Zahnschmelz-
häutchen, das diese Eigenschaften noch in erhöhtem
Maße zeigt. Wie hart aber auch dieser Schutzpanzer
unserer Zähne von Natur aus gebaut ist, unweigerlich
ist er nicht. Er kann schon mechanisch durch
Reiben auf sehr harte Gegenstände, wie Fruchtkerne,
Knochen, Steine, beschädigt werden, dann entstehen
in ihm Spalten und Risse, welche das darunter lie-
gende weiche Zahnhorn bloßlegen. Aber auch
gegen chemisch wirkende Stoffe, wie z. B. gegen Säuren
ist der Zahnschmelz nicht völlig gesichert. Bei längerer
Einwirkung oder bei starker Konzentration der
Säure wird er doch aufgelöst und der schützende
Ueberzug weicht dann ab. Diese Schäden
mögen anfangs nur so winzig sein, daß man sie mit
dem bloßen Auge nicht zu erkennen vermag; durch sie
jedoch brechen in der festen Zahnhülle, durch sie
dringen Säuren in die Tiefe und greifen das weiche
Zahnhorn an; in den Rissen wieder sich schließlich
Bakterien an, die im Munde heimlich vorhanden sind,
und setzen hier das Gärungsgetöse fort. Der an-
gegriffene Zahnteil der Zahnhülle ist dann
angefallen durch die künftige Färbung bemerkbar. Die
Fäulnis schreitet aber, wenn nichts dagegen getan
wird, weiter fort, bis sie die Zahnhöhle erreicht,
in der sich die Blutgefäße für die Ernährung des
Zahns und der Zahnnerven befinden. Es kommt
dann zu Entzündungserscheinungen, die mit Zahn-
schmerzen verbunden sind, und schließlich zu Ent-
zündungen und völligen Verlust des Zahnes.

Die Natur hat nicht alle Menschen mit gleich
guten, festen Zähnen beschenkt. Bei den einen ist
der Schmelz kräftiger, bei den anderen schwächer aus-
gebildet. Es ist ja seit langer Zeit bekannt, daß gelblich
gefärbte Zähne fester, widerstandsfähiger sind, als die
weißlich-weißen. So kann auch der eine Mensch seine
Zähne frohlos mehr Schädlichkeiten aussetzen als der
andere. Auf die Dauer aber wird die Säure auch
für den kräftigsten Zahn eine gefährliche Feindin.
Dabei müssen wir bedenken, daß unsere Kulturstoffe

von Hause aus ein schwächeres Gebiß besitzt und zur
Zahnluxie sehr neigt. Ihre Zähne können also
Schädlichkeiten leicht erliegen, denen die Zähne
anderer, in dieser Hinsicht günstiger gestellten Rassen,
wohl widerstehen.

Wenn wir nun bedenken, daß alle unsere Früchte,
auch die süßesten, Säuren enthalten, so werden wir
ohne weiteres uns fragen müssen, daß beim Obstgenuss
die Zähne mit diesen Säuren in Berührung kommen
und dadurch geschädigt werden können. Sehr weit
ist wohl die Meinung verbreitet, daß die Frucht-
säuren sich durch besondere Wärme auszeichnen und
in der Verdauung, in der sie genossen werden,
schwerlich schaden können. Was nun die Zähne an-
belangt, so trifft die Meinung nicht zu. Man hat
versuchsweise einen mit gesundem Schmelz versehenen
Zahn genommen und ihn in Traubensaft gelegt;
nach vierundzwanzig Stunden war er beträchtlich
angegriffen, daß seine Oberfläche das Aussehen und die
Konsistenz von Kalk bekam. Natürlich läßt kein
Mensch seine Zähne so lange von Traubensaft um-
spülen, aber der Traubensaft, wo die Trauben
pfundweise verzehrt werden, dauert die Berührung
doch Stundenlang und die Tatsache ist wohl bekannt,
daß durch solche Kuren selbst die gesündesten Zähne
angegriffen werden. Es ist darum als ein Fortschritt
zu begrüßen, daß man gegenwärtig den Traubensaft
durch Pastenweizen lange in Flaschen frisch erhalten
kann, ohne daß er in Gärung übergeht. Dieser Saft
kann, aus passenden Trauben bereitet, die nur ver-
einfachen und für die Zähne weniger schädlich machen.

Die Apfelsäure, die nicht nur in den Äpfeln,
sondern auch in verschiedenen anderen unserer Obst-
arten vorkommt, greift alle Bestandteile des Zahnes,
den Schmelz, das Gement und das Zahnhorn, gleich-
mäßig an. Noch energischer wirkt die Zitronensäure.
In Amerika ist es bekannt, daß Arbeiterinnen, welche
zum Einmachen der grünen, noch sehr sauren Oran-
gen verwendet werden, fränkische Veränderungen an
den Zähnen zeigen, die von der in den Früchten vor-
kommenden sehr konzentrierten Zitronensäure her-
rühren. So können auch unvorsichtige angewandte
Zitronensäuren die Zähne schädigen und es ist auch
zu beachten, daß die reifen Äpfel in 1 bis 2 Pro-
zent Zitronensäure enthalten.

Das Obst wird also durch den Säuren schädlich,
weil mit ihm fette Säuren in den Mund gebracht
werden. Beim Zucker ist dies nicht der Fall, reiner
Zucker greift die Zähne nicht an; erst wenn die
Zuckerreste im Munde sich festsetzen, wenn er durch
Bakterien in Milchsäure umgewandelt wird, beginnt
diese an den Zähnen zu nagern. Die Organe lehrt
daraus, daß der Genus von Zucker nicht schädlich für
die Zähne ist, wenn wir unmittelbar darauf für eine
genügende Reinigung des Mundes und der Zähne
sorgen. Ebenso kann die Gefahr, die das Obst un-
serem Gebisse bringt, beseitigt oder auf ein geringes
Maß zurückgeführt werden, wenn wir unmittelbar
nach dem Obstgenuss den Mund mit reinem Wasser
gut ausspülen.

In freier Zeit war ein vorzügliches Mittel ge-
braucht, dem man heute immer seltener begegnet.
Zu Obst wurde grobes bis feinstes Mehl, das ge-
essen und man schäufte den Kindern ein, sie auf
Obst Brot nachzuessen. Die Wirkung dieses Mittels
ist vorzüglich. Das grobe Brot reinigt die Zähne,
indem es die Säuren aufsaugt und die Oberfläche mit
fortnimmt. Außer dieser mechanischen Wirkung
kommt aber noch eine chemische zustande. Grobes
trockenes Brot muß gänzlich gelöst werden, dann
es hantiergeschluckt werden kann. Der Kautschuk be-
fördert aber die Absonderung des Speichels und der
Speichel des gesunden Menschen reagiert alkalisch,
bildet sozusagen einen chemischen Gegenpol zu der
Säure, er neutralisiert oder bindet sie, macht sie also
am Munde unschädlich. Es ist eine bekannte Tatsache,
daß vom gesunden Speichel unlosene sich besser
halten, darum werden auch die oberen Zahnschmelz-
häutchen und früher festsitzende als die unteren, an die
der Speichel mehr heranfließt. Das grobe Brot
bringt aber in diesem Falle den Kindern noch einen
dritten besonderen Nutzen. Um es zu zerkaumen,
namentlich um seine harte Rinde zu befeigen,
müssen die Zähne ein tüchtiges Stück Arbeit leisten.
Die Zähne üben dabei einen Reiz auf die unter
sich bildenden Dauerzähne, diese werden dadurch zu
einem kräftigeren Wachstum angeregt, fester und
vollkommener entwickelt sich an ihnen der Schmelz,
und das Kind erhält dann ein Dauergebiß, das gegen
schädliche Einflüsse bedeutend widerstandsfähiger ist.

Das Obst ist gewiß gesund; nur muß man es
richtig gebrauchen, und namentlich für Kinder gibt

es keine bessere Form dieses Gemüses als die Ver-
breitung von Obst und Brot.

Schrifttum

Vom schlafenden Homer.

Wertwirdiges aus Kunst und Literatur.

„Indignor, quandoque bonus dormivi Hom-
erus“. Horaz hat in seiner „Kunst zu dichten“ (5,359)
das Wort vom schlafenden Homer geprägt, er argert
sich, wenn der gute Homer einmal schläft und hat
dabei Irrtümer und Ungenauigkeiten des Ausdrucks
beim Dichter im Auge. Bei Homer freilich sieht
man lange nach Widersprüchen und Irrtümern; es ist
aber nicht schwer, vielen Dichtern und Künstlern
Mißgriffe und Fehler nachzuweisen. Das merkt
würdige aber ist, daß Fehler oft übersehen werden,
die so gewichtig sind, den ganzen Zusammenhang
der Dichtung zu Fall zu bringen, indes andere, we-
niger schwere, sofort in die Augen springen. Männer
und Künstler von Ruhm und hoher Begabung, die
geschichtliche Stoffe behandeln, haben dabei manche
Mißgriffe und Fehler begangen, und Fehler gegen
die sogenannte gute Bildung finden wir bei vielen
Dichtern, bei Großen und bei Kleinen. Es handelt
sich da gewöhnlich um Verstöße gegen Kenntnisse, die
als allgemein verbreitet gelten, selbst wenn sie an
Hochgelehrsamkeit streifen. Alle Wissenschaften müssen
da herhalten.

Natürlich ist es kein Fehler, wenn Kleist in der
Hermannsschlacht die Umwelt durchaus vernach-
lässigt, ebenso darf man Shakespeare seiner geo-
graphischen Sinne zeihen, wenn er Böhmern aus
Meer verlegt, weil es ihm dabei durchaus nicht dar-
auf ankommt, daß sein Stück gerade in Böhmern spielt.
Auch Schiller hatte die Freiheit, im Grafen von
Habsburg, um seiner künstlerischen Absicht gerecht zu
werden, das Tatsächliche der Geschichte zu verdrängen,
ein Standpunkt, den er selbst verteidigt. Etwas
andere ist es, wenn ein Dichter einen Fehler begeht,
den er hätte vermeiden können, wenn er ein Recht
schlagenwert zu Rate gegogen hätte.

Unbestreitbar scheint bei den Dichtern die Stern-
kunde zu sein. Einen hübschen Versuch gegen sie
macht Schaffel im „Erlaubt“. Im 2. Kapitel er-
zählt Schaffel, wie Burdach, der Münsterlocher Schüler,
in seinen Sommerferien — es ist ausdrücklich von
der Rosenblüte die Rede — seinen Oberlehrer
auf den Hohenortel befand. Da heißt es: „Wie ich
ihm die Sternkunde vor dem Fenster erklären wollte,
den Bar und Orion und den mathematischen Fied
der Pleiaden...“ Jeder aber, der auch nur ein
paar Sternbilder des Himmels kennt, weiß, daß der
Orion, als zur südlichen Halbkugel des Himmels ge-
hörend, im Sommer nicht sichtbar ist, auch nicht von
der Höhe des Hohenortels aus. Auch Freytag läßt
in „Jörn Uhl den Orion zur Sommerzeit sichtbar sein.
Hermann von Gilm begehrt den gleichen Fehler wie
Schaffel, nur wählt er nicht den Orion, sondern den
Sirius, und führt dabei ausdrücklich die Sommerzeit
an, indem er sagt, das Mutterauge hat, wie in seiner
Sommerzeit der Sirius, der brennende, gesunkelt.“
Ein großes astronomisches Versehen treffen wir in
Scotts siebentem Kapitel seines „Altertümers“. Da
wird ein Sonnenuntergang wie folgt, ganz harmlos,
geschildert: „Die große Scheibe der Sonne stand noch
über dem Rande des Meeres und vergoldete die auf-
gehenden Wolkenmassen, durch die sie den Tag über
hingelegen war.“ Die Szenarie ist in Knoddsinn,
einem kleinen Ort am Nordufer des Firth of Forth,
wo das Ufer noch Südpfeile schaut. Scott läßt dem-
nach die Sonne im Osten untergehen.

In Schillers „Räuber“ treffen wir das ganz
reiferfühlige Bild, das erfinden, nicht erkannt wurde
und so den Großen zum Fehler verleitet. In der
zweiten Szene des ersten Aufzuges lesen wir: „Ich
möchte den ganzen Ocean vergiften, daß sie den Tod
aus allen Quellen saufen!“ Doch die Naturwissen-
schaft jedem Dichter, der sie zu irgend einer Szenarie
gebraucht, geläufig ist, sollte man glauben. Dennoch
hat Goethe, der in der Naturwissenschaft so be-
schlagen war, einen Verstoß gegen die Botanik be-
gangen, indem er in „Hermann und Doro-
thea“ gleichgültig Korn und reife Weintrauben vor-
handen sein läßt.

In Schaffels „Erlaubt“ unterlaufen dem Dich-
ter verschiedene Irrtümer. Da wird erwähnt, daß
die Reichsmärkte Münche Traubhühner kauen. Das ist
ja für den Geschmack der Münche ein gutes Zeugnis,
war aber im 10. Jahrhundert nicht gut möglich, da
die ersten Traubhühner erst 1542 nach Europa kamen.
In denselben Wale trinken die Hunnen schon
Branntwein, und der Burgkaplan Vincentius bereitet

manch köstliches Essenlein „hart Wasser, gebraunt
aus Rachen und Steinobst“. Die Wissenschaft da-
gegen schreibt die Erfindung der Branntweinbren-
nerei Arnold de Villanova zu, der im Jahre 1313
starb. Auch die Erfindung der Ratten in der Küche
des Mittelalters ist nicht nur auffällig, weil man so
hoch oben in der Rasse des ewigen Schnees wohl
noch niemals Ratten beobachtet hatte, sondern auch
ein Zeitfehler, denn die Ratten sind erst seit höchstens
300 Jahren aus Asien in Europa eingewandert.
Selbst berührt es auch, daß Schaffel bei den Schl-
derung des Weihnachtsfestes auf dem Hohenortel
nicht nur vom Christfeste redet, sondern sogar den
Tannentanz zum Mittelpunkt des Weihnachtsfestes
macht.

In dem Brandenburgischen Romane „Der falsche
Waldeemar“ von Willibald Alexis schließt der
Dichter den Heldentod des alten Uchtenhagen und
seiner Söhne und sagt von dem Grafen von Anhalt:
„Er zog sein Tüchlein vor und tauchte es in das Blut
an den Worten: „Das ist ein tödlicher Quell, der
brunnen der Treue.“ Nun aber kennt man den Ge-
brauch der Taschentücher bei uns erst seit der zweiten
 Hälfte des 16. Jahrhunderts, während jener Roman
in der Mitte des 14. Jahrhunderts spielt.

Karl Lange.

Photographie Römer, Brannbach
Porträt-Postkarten. Große Porträts
auf Büttenmilch- u. Vereinsgruppen.
Hochzeitsbilder. Kinderaufnahmen.
— Passbilder —
Vergroßerungen,
beste Ausführung, schwarz oder braun.
Geöffnet täglich bis nachmittags 3 Uhr.

Francs
u. sämtliche andere ausländische Geldsorten
An- und Verkauf
zu den günstigen Tagespreisen
Wechselbureau Meyer,
Görlitz, Entenpfuhl 191
Telefon 2397 und 23211

Sil
macht die Wäsche frisch und dultig
Bates
Wach- u. Bleichmittel
Reinigt und bleicht ohne Reiben, nur durch
einmaliges 1/2stündiges Kochen. Ein Paket
kostet nur Mk 2.— und reicht für
60-70 Ltr. Lauge
Überall käuflich.
Henkel & Cie., Düsseldorf
Fabrikanten von Henkels Bleich-Soda.

Unser Lager in
Baustoffen
aller Art
bringen wir in Erinnerung und halten uns
bei Bedarf bestens empfohlen. Wir bitten
unsere Offerte einholen zu wollen. Frisch
eingetroffen sind: Bleiblicher Zement, Schwarz-
kalk, Silbergrau und naturrote Falzriegel
Tonrohre in allen Dimensionen für Kanali-
sierung und Abortanlagen.
Baugeschäft Jakob Hehner, Naslätten

den Jungen in den Hosenpiegel. „Was das für
verdes Zeug ist!“ sagte er.

„Manche, lieber Herr!“
Der Jäger zog ein Messer aus der Tasche und
suchte mit der freien Hand die Klinge aufzumachen.
Als der Junge das Einschlagen der Feder hörte,
machte er Anhalten, Handgelenke. „Aber der
andere reichte ihm. „Weißt du!“ sagte er „du
hängst mir eben recht!“

Der Junge schien gänzlich wie versteinert. „Der-
jenige!“ sagte er, es sind des Meisters seine!
Geben Sie dem gar kein Gedächtnis, lieber Herr?
Sie könnten es mit mir alleine abmachen! Es ist
mehr Blätter dabei; es ist eine Motion; der Mei-
ster sagt, es ist gut wie Spazierstiefel!“

Allein — der Jäger schnitt. Der Junge, als er
das kalte Messer so dicht an seinem Fleische herum-
schleifte, ließ den vollen Saft zur Erde fallen;
der andere aber steckte den ausgeschnittenen Flecken
sorgfältig in die Westentasche. „Nun kommst du
ebenfalls herunter!“

Er erhielt keine Antwort. Ein Augenblick nach
dem anderen verging; aber der Junge kam nicht. Von
seiner Höhe aus hatte er plötzlich während ihm von
unter her das Leid geschah, im Hause drüben das
schmale Fensterchen sich öffnen lassen. Ein kleiner
Häufchen stand da — der Junge sah den weichen
Strumpf im Mondschein leuchten — und bald stand
ein vollständiges Mädchen draußen auf dem Stein-
hof. Ein Weibchen hielt sie mit der Hand den offe-
nen Fensterflügel; dann ging sie langsam an das
Büschchen des Stachelnsträucher und lehnte sich mit hal-
bem Leibe in den dunklen Garten hinaus.

Der Junge reichte sich fast den Hals aus, um das
alles zu beobachten. Dabei schienen ihm allerlei
Gedanken zu kommen; denn er verzog den Mund
bis hinter die Ohren und stellte sich breit-
stirnig auf zwei gegenüberstehende Äste, während er
mit der einen Hand das geschädigte Klebungsfeld
aufnahmehielt.

„Nun, lieber Herr, Sie stehen ja da unten!“
Der andere blickte sich nach dem Saft, hob ihn
ein Stück vom Boden und ließ ihn wieder fallen.

„Werden Sie dreist zu!“ sagte der Junge, „ich
werde schon fangen.“
Der Jäger tat einen verzweifelnden Blick in den
Baum hinauf, wo die dunkle, unterste Gestalt
zwischen den Zweigen stand, sperrbeinig und bewe-
gungslos. Als aber draußen die kleinen Schritte
in kurzen Pausen immer näher kamen, trat er hastig
auf den Saft hinauf.

Ehe er sich's versah, hing ein Mädchen an seinem
Halse.
„Heinrich!“
„Um Gottes willen!“ Er hielt ihr den Mund
zu und zeigte in den Baum hinauf. Sie sah ihn
mit verdurten Augen an; aber er achtete nicht
darauf, sondern schob sie mit beiden Händen ins
Gebüsch.

„Junge, vermaledeiter!“ Aber, daß du mit
nicht wiederkommst!“ und ertränkte den Saft am
Boden und hob ihn dargend in den Baum hinauf.
„Ja, ja“, sagte der Junge, indem er dem andern
beistand seine Bürde aus den Händen nahm, „das
sind von den roten, die sollen ins Geviert!“ Hierauf
zog er ein Endchen Bindfaden aus der Tasche und
schnürte es eine Spanne oberhalb der Äpfel um den
Saft, während er mit den Zähnen die Äpfel des-
selben angezogen hielt; dann lud er ihn auf seine
Schulter, langsam und regelt, so daß die Last
gleichmäßig auf Brust und Rücken verteilt wurde.

Nachdem dieses Geschäft zu seiner Zufriedenheit be-
endet war, sagte er einen ihm zu Säulen ragenden
Ast und schüttelte ihn mit beiden Händen. „Diebe
in den Äpfeln!“ sagte er; und noch allen Seiten hin
proffeln die weichen Früchte durch die Zweige.

Unter ihm tauchte es in den Büschen, eine
Mädchenstimme trübte, die Gartenpfote kitzte,
und als der Junge noch einmal die Hand ausstreckte,

„Nun, lieber Herr, Sie stehen ja da unten!“
Der andere blickte sich nach dem Saft, hob ihn
ein Stück vom Boden und ließ ihn wieder fallen.
„Werden Sie dreist zu!“ sagte der Junge, „ich
werde schon fangen.“
Der Jäger tat einen verzweifelnden Blick in den
Baum hinauf, wo die dunkle, unterste Gestalt
zwischen den Zweigen stand, sperrbeinig und bewe-
gungslos. Als aber draußen die kleinen Schritte
in kurzen Pausen immer näher kamen, trat er hastig
auf den Saft hinauf.
Ehe er sich's versah, hing ein Mädchen an seinem
Halse.
„Heinrich!“
„Um Gottes willen!“ Er hielt ihr den Mund
zu und zeigte in den Baum hinauf. Sie sah ihn
mit verdurten Augen an; aber er achtete nicht
darauf, sondern schob sie mit beiden Händen ins
Gebüsch.
„Junge, vermaledeiter!“ Aber, daß du mit
nicht wiederkommst!“ und ertränkte den Saft am
Boden und hob ihn dargend in den Baum hinauf.
„Ja, ja“, sagte der Junge, indem er dem andern
beistand seine Bürde aus den Händen nahm, „das
sind von den roten, die sollen ins Geviert!“ Hierauf
zog er ein Endchen Bindfaden aus der Tasche und
schnürte es eine Spanne oberhalb der Äpfel um den
Saft, während er mit den Zähnen die Äpfel des-
selben angezogen hielt; dann lud er ihn auf seine
Schulter, langsam und regelt, so daß die Last
gleichmäßig auf Brust und Rücken verteilt wurde.
Nachdem dieses Geschäft zu seiner Zufriedenheit be-
endet war, sagte er einen ihm zu Säulen ragenden
Ast und schüttelte ihn mit beiden Händen. „Diebe
in den Äpfeln!“ sagte er; und noch allen Seiten hin
proffeln die weichen Früchte durch die Zweige.
Unter ihm tauchte es in den Büschen, eine
Mädchenstimme trübte, die Gartenpfote kitzte,
und als der Junge noch einmal die Hand ausstreckte,

sch er forden das kleine Fenster wieder aufklappte
und den weichen Strumpf darin verschwinden.
Ein Augenblick später sah er rittlings auf dem
Gartenplanke und lugte den Weg entlang, wo fe-
neuer Bekannter mit langen Beinen in den Mond-
schein hinausstief. Dabei griff er in die Tasche
sichere Silbermünze und lockte so langsam
in sich hinein, daß ihm die Äpfel auf dem Bur-
genzen. Endlich, als schon die ganze Hausgenosse
schaft mit Säulen und Laternen im Garten um-
tanzte, ließ er sich lautlos an der andern Seite
untergleiten und schoberte über den Weg in
Rochbargarten, allwo er zu Hause war.

Humor

Kinderspiel.

Lehrer: „Warum sagt man denn Mutter und
Vater?“
Schüler: „Weil, wenn die Mutter spricht,
Vater (Hilf) sehr muß!“

Die Frau Kriegsgewinnler im Theater
„Wir sehen uns jetzt im Opernhaus den
des Riebelungen“ an. Gestern waren wir
Rheingold, und heute abend ist die Mani
(Wolkire) dran“ mit Rata's Mischel und Fe-
zauber. (Wenn sich Wotan diese Gummischung
weisen Rathans nur gefallen läßt!)

„Der Teufel kennt sich mit dem Programm.
Carnal heißt das Stück Der Kaufmann von V.
— und dann wieder von Shakespeare!“

Die beste Zeit
Lehrer: „Hans, sage mir, wann ist die beste
um das Obst von den Bäumen zu pflücken?“
Schüler: „Wenn der Hund angebunden ist!“